

Ute Hallaschka

Ritter, Reiter – im Frühling

Eine Theaterinszenierung und eine Ausstellung in München

Vorhang auf!

Während ich dies schreibe, schaue ich zurück. Ich versetze mich voraus in den April und schaue durch die Augen des Lesers zurück, um von dorthin auf das aktuell Entstehende Einfluss zu nehmen. Soll es nämlich im April – dem vermutlichen Erscheinungsdatum – noch etwas besagen, dann muss ich die Zeit buchstäblich aufheben und zurückwerfen. Die Bewusstseinsgeste der Zukunft gegenüber ist kein Vorwärts-Tasten mit dem Blindenstock im Dunkeln; es ist Vorwurf und Rückblick der Phantasie an der Wegkehre, an der Wasserscheide der Zeit, wo die Ströme sich trennen. Wo etwas Zukunft wird, was vergangen war.

Die beste Gelegenheit, diese Wahrnehmungsweise zu üben, findet sich im Theater. Schauspiel als Zeitkunst fordert vom Zuschauer nicht weniger Einbildungskraft als vom Darsteller. Phantasie kommt stets aus der Zukunft herein. Sie ist die Vitalkraft der schauenden Seele, ihr Zeitleib. Der Zuschauer kann und muss verlangen, dass ihm dieses Zeitfenster spielerisch eröffnet wird. Was er hier will, ist: seine eigene Geistesgegenwart zu spüren. Lesen und denken kann er schließlich selbst. Hier will er *sehen*, seine eigene Anwesenheit spürbar wahrgenommen sehen. Das Ernstnehmen des individuellen Menschengestes ist die politische Notwendigkeit der Stunde. Im Theater darf sie nicht feh-

len. Doch leider wird dem Publikum allzu oft von der Bühne her intellektuelles Beiß- und Zerspielzeug vorgeworfen – wie einem Hund. Das deutschsprachige Regietheater kommt einfach nicht von der Stelle, die es vor rund einem halben Jahrhundert erreichte – als ginge es lediglich um Empirie, um Jagd nach Wirklichkeit, unter Ausschluss der spielerischen Phantasie. Aber da beißt sich jetzt die Katze in den Schwanz. Absurderweise herrscht im Theater immer noch das sogenannte »postdramatische Zeitalter«, während draußen in der Wirklichkeit soeben das postfaktische, sprich: fiktive Zeitalter eingetreten ist. Wenn das kein Mysterium ist – und ein Drama erst recht!

Höchste Zeit, einen erweiterten Spielbegriff ins Auge zu fassen und damit einen Vorblick der Zukunft ins Jetzt. Die Oberflächen der Stoffe und Texturen, zum Bildschirm gebogen, die akustischen Hohl- und Hallräume der Technik, die nur Echo geben – all das gilt es aufzubrechen. Kopien kultureller Verrohung sind auf der Bühne gänzlich überflüssig. Wir sind doch schon hinreichend verletzt in unserer Menschenwürde, als Objekt und Spielzeug der Zivilisation. Niemand muss uns das verdeutlichen. Der ganze Krempel der Entfremdung, der Ironie kann weg in die Besenkammer. Was wir brauchen, ist ein neuer Sinn, der sich dem Unsinn organisch-organisatorisch gewachsen

die Drei 4/2017

zeigt. Theater als Niederlassung für Regieeinfälle, als Filiale der Weltwirtschaft kann nicht länger standhalten im Belagerungsring der technischen Überformung und Deformation der Lebenskräfte – um nicht zu sagen: ihrer Defloration, ihrer Vergewaltigung.

Vielleicht gibt es Hoffnung. Es scheint sich aktuell die Einsicht anzubahnen, dass uns nichts mehr bleibt als die Sprache. Alle anderen Mittel sind ausgereizt. Wie käme sonst ein Regisseur wie Nicolas Stemann, der bisher grundsätzlich mit den Mitteln der Dekonstruktion gearbeitet hat, bei seiner Inszenierung von Anton Tschechows ›Der Kirschgarten‹ auf solche Ideen: »Ich arbeite anders als sonst. Ich habe auch zum ersten Mal, seit ich Theater mache, durchbesetzt: also zwölf Schauspieler für zwölf Figuren. Das ist im konventionellen Theater natürlich völlig

normal, doch im Kontext meiner Arbeit ist das ein absolutes Novum, totale Avantgarde. Außerdem halten wir uns akribisch an den Text. Tschechow beschreibt in ›Der Kirschgarten‹ eine Welt, die daran zugrunde geht, dass niemand es schafft, mit den anderen gemeinsame Sache zu machen. In der Form meiner Inszenierung steckt die Utopie einer freien und offenen Gesellschaft, die in unserem Land gerade zur Disposition steht.«

Nun, die Idee ist gut, doch die Frage bleibt: Wie wird die Sprache behandelt? Darf sie in ihrer Eigenart und Gestalt konkret aufgefasst und lebhaftig dargestellt werden? Oder wird sie selbst wieder vergewaltigt und verspielt, als wäre sie ein beliebiges Vorkommnis? Kurz gefragt: wird das Kunstwerk der konkreten Phantasiebildung als chemothearapeutische Infusion der Regie verstanden oder als lebenspraktische heilsame Tatkraft dem Zuschauer zugetraut?



Foto: Thomas Aurin

*Damian Rebgetz, Ilse Ritter und Gundars Āboliņš
in Anton Tschechows ›Der Kirschgarten‹
an den Münchner Kammerspielen.*

Atmosphärische Vorschrift

Die Aufführung des ›Kirschgarten‹ in den Münchner Kammerspielen polarisiert das Publikum. In der Tat ist man hin- und hergerissen: Einerseits ist das spielerische Aufgebot vielversprechend: Peter Brombacher (Kaufmann Lopachin), Ilse Ritter (Gutsbesitzerin Ranjewskaja) und Brigitte Hobmeier (Scharlotta Iwanowna). Und dieses Mal soll es ja ausdrücklich um Tschechows »Botschaft« gehen. Sämtliche Zutaten für einen gelungenen Theaterabend sind somit vorhanden. Im Spiel werden sie soweit wirksam, dass dem Publikum nicht gänzlich hören und sehen vergeht. Der Text bleibt wie schwebend im Hintergrund anwesend. Er darf mitsprechen. Staunenswert, was dieses dramatische Wortgebilde zu uns sagt: In den vielen differenzierten Stimmen jeden noch so verborgenen Seelenwinkel ausleuchtend. Die Angst beispielsweise, die wir alle haben, jetzt, wo die alte Weltordnung zusammenbricht – wie verständnisinnig und liebevoll wird das geschildert. Da ist der alte Diener Firs (Samouil Stoyanov), der sich seinen mit 87 Jahren in die Herrschaftszeiten zurücksehnt, weil er in der neuen Freiheit nicht besser dran ist. Als alter

Diener, ohne andere Qualifikation, wovon soll er leben? Er wird nicht automatisch zum befreiten Bürger, er bleibt chancenlos.

Ein kurzer Seitenblick durch das Zeitfenster auf die Realität der gesellschaftlichen Entwicklung. 1861 endete in Russland die Leibeigenschaft. 130 Jahre später fiel der eiserne Vorhang, hinter dem die Ideologie des Sozialismus de facto Millionen Menschen in Gefangenschaft hielt. Und hier und heute? Ich sitze in einem türkischen Cafe. Der Ober bringt mir einen Brief von Freunden. Den können diese weder lesen noch verstehen. Eine Geldforderung der Bürokratie. Rückzahlung ihrer Hartz IV-Bezüge. Sie haben ihre Mitteilungspflicht verletzt, da sie zum Vater fahren, der im Sterben lag, ohne zuvor die amtliche Erlaubnis einzuholen. Wollen wir das Leibeigenschaft nennen, oder nicht? Damit zurück zum ›Kirschgarten‹. Vorhang auf!

Gleich zu Beginn und noch einige Male kommt der kleine Presslufthammer zum Einsatz, mit dem ganz real und lautstark Bretter gebohrt werden – selbstverständlich während weiter gesprochen und gespielt wird, wovon man kein Wort versteht. Ach, das soll wohl Welt bedeuten ... Aber wir haben übergenug davon, von der permanent zu verdrängenden Zerstreuung und Zersetzung der Wahrnehmungskräfte. Daran herrscht kein Mangel, darum ist die Idee nicht produktiv, noch provozierend, nur blöde. Die beiden ausgezeichneten Schauspielerinnen Ritter und Hobmeier dringen nicht durch mit ihrer Spielkraft. Das kalte, ironisch distanzierte Verhältnis, sorgt als atmosphärische Vorschrift der Regie dafür, dass sie ihr eigenes Spiel dauernd unterlaufen, unterkühlen, unterbrechen müssen. Diese Paralyse soll natürlich dem Zuschauer die Lähmung der Kirschgartengesellschaft vermitteln – als ob wir das nicht selber wüssten! Produktiv wäre, diese Willenslähmung so zu spielen, dass sie den Zuschauer nicht nur im Kopf, sondern im eigenen Willen erreicht, um sie dort als seelische Erfahrung zu identifizieren und überwinden zu können. Das ist doch der Anspruch der Figuren, damit wollen sie uns rühren, jeden einzelnen im Saal! Aber wie sollten sie, wenn der Presslufthammer kommt ... ? Hier ist nur Müdigkeit zu sehen, er-

schöpfte Sinnlichkeit im Darstellungs-Burnout. Die beiden Schauspielerinnen werden im Lauf der Inszenierung zusehends ihres eigenen Tuns überdrüssig. Damit wir nicht einschlafen, krachen gelegentlich echte Baumstämme aus dem Schnürboden auf die Bühne. Jaja, der Kirschgarten wird gefällt, während wir hier dumm herumsitzen – schon verstanden! Durchschaubare Absichten, die zu keinerlei künstlerischer Einsicht führen.

Unverletzlicher Spielraum

Zwei Darstellern gelingt es, im Widerstand gegen den Betrieb zu spielen: Annette Paulmann und Peter Brombacher. Sie installieren einen Raum um sich, in dem sie – vollkommen unbekümmert um die Zumutungen ringsumher – agieren. Das ist äußerst interessant! Schauspielkunst ist ja das Gegenteil von Abschottung. Die Präsenz des Darstellers ergibt sich als Offenheit sämtlicher Sinne in der Kontaktaufnahme mit der Umgebung. Hier sieht es so aus, als müssten sich die Darsteller zunächst in Sicherheit brin-



Paul Klee (1879-1940): *Rosengarten*, 1920, Öl und Feder auf Papier auf Karton, 49 x 42,5 cm, Städt. Galerie im Lenbachhaus und Kunstbau, München

gen, retten in einen unverletzlichen Spielraum, den sie um sich selbst herum errichten, um aus dieser Mitte, dieser ästhetischen Atmosphäre erst ihrer eigentlichen Aufgabe nachgehen zu können. Wenn es nun gar keinen ausgesprochen theatralen Schauraum mehr gäbe, da die ganze Welt tatsächlich Bühne geworden ist – ja, was dann? Diesem Gedanken soll in einem folgenden Beitrag, im Sommer nachgegangen werden. Er ist noch keimhaft.

Mit diesen beiden Darstellern werden zwei große Seelenregungen sichtbar: Eines ist die eingeborene Herzengüte, mit der die von Paulmann gespielte Warja erscheint. Sie innerlich zu wenden an das, was im Untergrund jeder menschlichen Seele Bewusstwerdung erwartet; der mütterliche Sinn, mit dem wir uns kümmern wollen, um das Wohl der anderen – letztlich nennt sich niemand glücklich, der dazu weder Gelegenheit findet noch wahrnimmt. Das andere ist die dazu nötige Tatkraft der Überwindung. Was steht alles im Weg gegen das gute Wort, das wir dem anderen geben könnten?

Der von Brombacher verkörperte Spekulant und Kaufmann Lopachin erscheint als tragische Figur. Er war einst Leibeigener auf dem Anwesen, das er nun kaufen und zerstören wird. Doch zuvor fleht er um Wahrnehmung und Anerkennung seiner Person, um ein erlösendes Wort, das den Knoten aus Stolz, Neid, Machtlust, Minderwertigkeitsgefühl und Mitleid – zwischen Kraft und Gewalt, Triumph und Teilhabe – irgendwie zum Guten löst. Der einstmalige kleine Mann, der jetzt großgeworden ist durch Geschäfte, der um Liebe bittet, die für kein Geld der Welt zu haben ist. Welches Sinnbild! Weil dieses Wort niemandem einfällt, weil alle mit sich und ihren Sorgen beschäftigt sind, kommt es zu dem bekannten Ausgang im ›Kirschgarten‹: Die Welt zerfällt.

Bilder als Keimlinge

Nur wer sein Herz so gehütet hat wie diese beiden, der kommt in den Genuss dieser Katharsis. Man möchte dringend mehr Kunst sehen, wenn man so allein gelassen auf der Straße steht. Darum gehe ich ins Lenbachhaus.

›Der Blaue Reiter kehrt zurück‹, so der Titel der aktuellen Ausstellung, mit neuer Hängung der bekannten Werke. Kann das als eigenes Ausstellungskonzept gelten? Doch erstens sind die zuvor in alle Welt zerstreuten und verliehenen Meisterwerke jetzt wieder neu versammelt und zweitens: warum nicht? Drittens sind es die eigenen Augen, die das Alte neu erscheinen lassen. Auch für diese Bilder gelten veränderte Auftrittsbildungen. Durch die sogenannte auratische Hängung wird den einzelnen Gemälden ein stärkerer Umraum verliehen und zugleich werden sie in ein neues Miteinander versetzt. Kontraste und Korrespondenzen wie die zwischen Franz Marc und Jawlensky, oder Klee und Kandinsky, führen zu unglaublich anregenden Dialogen. Hier eröffnen sich dem Betrachter mühelos neue Perspektiven. Von der aktuellen Gender-Diskussion, der Androgynität des Menschen, handeln diese Bildnisse ebenso zukünftig wie von unserem Verhältnis zum Tierreich. Die so oft gesehenen farbigen Fabelwesen von Franz Marc, die gestern noch ›romantisch‹ schienen – es ist erschütternd, sie so aktuell unser Weltbild im Hinblick auf unsere Mitgeschöpfe befragen zu sehen.

Diese Bilder sind Keimlinge. Wie hätten sie sich weiter entwickelt, die Maler, die auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs den Tod fanden? Franz Marc war damals 36 Jahre und August Macke 27 Jahre alt. Ein Jahrhundert ist seither vergangen. Es scheint uns eine Ewigkeit. Wir brauchen ein stärkeres Gedächtnis für die Zukunft und die dringende Hoffnung, dass wir uns neu besinnen. Ohne diese können wir nicht leben und ohne jenes wird sich nicht ändern, was sich ändern muss, wenn wir überleben wollen in menschlicher Gemeinschaft. Es geht um das Kunstwerk im Kirschgarten des Daseins. Denn der Frühling ist nicht Natur – er ist ein Zeitraum im menschlichen Bewusstsein. Was uns da blüht? Ob nach dem langen Winter des Missvergnügens der blaue Reiter der Lebenskräfte wieder Einzug halten darf in die Kunst, oder ob die weißen Wanderer der Vergangenheit uns überwältigen im Machtspiel? Das malen wir uns jetzt aus, in der Nachtwache des Bewusstseins. Vorhang auf!